

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 281

Posen, den 6. Dezember 1929

3. Jahrg.

Karl der Große

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

URHEBER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

(15. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Die Musik begann.

Grete sah auf und begegnete dem Blicke Karls.

Er bot ihr den Arm und führte sie aufs Parkett.

Sie tanzten.

Ganz sanft und leicht, so wie die Großmütter diesen wunderbaren Walzer einst getanzt hatten.

Aber der Rhythmus nahm sie immer stärker gefangen. Fester zog der Mann das blühende junge Weib an sich heran, und sie schmiegte sich beseelt an ihn.

Alles vergessend, ruhte sie in seinem Arm. Sie dachte nicht, daß sie verlobt war, sie tanzte nur und ließ ihre Füße über das Parkett gleiten.

Blöcklich hob sie den Blick und sah in das ernste Auge des Mannes.

Und es schien ihr mit einem Male, als erwache beglückende Bärtlichkeit in den Männeraugen.

Sie sah, wie sich seine Lippen bewegten und zwei Worte formten.

Ihr Herz schlug stürmisch, aber sie verstand ihn nicht. Sie wollte fragen, aber sie wagte es nicht.

Noch vier Tänze spielte Bolle bis Mutter Bolle kam und ihre Tochter holte.

„Das schickt sich nicht für die Braut des Barons von Hochgefang,“ sagte sie entrüstet.

Grete sagte kein Wort und reichte Karl zum Abschied stumm die Hand.

„Leben Sie wohl, Fräulein Grete.“

Sie hielt seine Hand fest, sah ihn stehend an und sagte leise: „Sie — haben — vorhin — beim Tanz — zwei Worte gesagt — ich habe sie nicht verstanden.“

„Die werden Sie wohl auch jetzt nicht verstehen, Fräulein Grete.“

„Was . . . sagten . . . Sie?“

„Ich sagte: Arme Grete.“

Ihre Augen lagen ineinander. Dann senkte sie den Blick.

Bolle brachte Karl zum Auto. Josef mußte ihn nach Hause fahren, und er tat's nicht ungern.

Nach herzlichem Abschied schlich Bolle nach dem Saal zurück. Er hatte das Gefühl, als ob Grete dort auf ihn warte.

Und es war so.

Das Mädchen stand am Flügel und hatte das Haupt in ihre Hände vergraben.

Bolle ging es durch und durch. Sie weinte herzbrechend. Aber er bezwang die Weichheit in sich und ging hin zu seiner Tochter.

„Det ist mir noch nich vorgekommen. Glückliche Braut und heulen. Was ist denn in dich gefahren?“

Sie erschrak unter dem Ton seiner Worte, dann aber umschlang sie ihn.

„Ach . . . Papa! Ich . . . ich bin so unglücklich. Ich habe eine Dummheit gemacht: Ich . . . ich . . . habe ihn ja gar nicht lieb.“

„Nicht lieb?“ sagte Bolle grob. „An . . . und da verlobst du dich mit ihm? Das ist wohl auch neue Sachlichkeit? Oder was hast du denn dabei gedacht? Grete, schäme dich!“

„Schäme dich! Ich habe so auf dich gehalten, und jetzt machst du solche Dummheiten. Wie kannst du denn verloben?“

„Ich . . . ich weiß nicht, wie es kam: Ich . . . ich sah Herrn . . . Große . . . so mit den anderen Damen zusammenstehen, und . . . er war so fröhlich und lachte mit ihnen. Und da hat mich die Mut gepackt und ich verlobte mich. Gerade in dem Augenblicke brachte der Baron seine Werbung vor.“

Bolle lachte grimmig.

„O, so seid ihr Weiber! So 'ne Laune, die regiert. Grete, Grete, du mußt dir noch so ändern. Hast du ihn denn lieb?“

Sie sah ihn fragend an.

„Wen denn?“

„Nu . . . Karl Große?“

Sie senkte den Kopf verlegen und wurde rot.

Dann nickte sie stumm, schlang die Arme um den Vater und sagte stark: „Ja, ja, ich liebe ihn. Ich will nur ihn und will ihm so gerne die Frau werden, die er sich in seinen Träumen ausgemalt hat. Wenn . . . wenn er mich nur lieben könnte.“

Bolle atmete wie befreit auf.

„Vielleicht . . . Grete,“ sagte er lächelnd.

5.

Am kommenden Montag erhielt Minna Bolle den Besuch des Barons Rudolf von Hochgefang.

Sie ging ihm voll Freude entgegen.

„Seien Sie herzlich willkommen, lieber Schwiegersohn!“

Der Baron küßte ihr die Hand und sagte: „Gnädige Frau, Ihren Worten entnehme ich, daß Sie von Ihrer Tochter noch nicht informiert worden sind.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Informiert? Ja, was ist denn, Herr Baron?“

„Ihr Fräulein Tochter weigert sich, das Verlöbniß anzuerkennen. Sie hat mir einen Brief geschrieben, in dem sie mich bittet, von dem Verlöbniß zurückzutreten. Sie sei ernsthaft mit sich zu Räte gegangen und müsse mir mitteilen, daß sie doch nicht die Liebe für mich empfinde, die als unbedingt notwendige Grundlage zu einer guten Ehe anzusehen sei.“

Frau Bolle sank in den Sessel und schnappte nach Luft.

„Das . . . das hat Ihnen meine Tochter geschrieben? Das ist ja unerhört. Das . . . das werde ich gleich in Ordnung bringen. Das kommt natürlich nicht in Frage, Herr Baron. Meine Tochter kennt sie lange genug. Sie hat Ihnen, ohne von den Eltern gedrängt worden zu sein, ihr Jawort gegeben. Sie wird ihr Wort einlösen.“

Der Baron verbeugte sich dankend.

„Darum möchte ich auch bitten, gnädige Frau. Ich liebe und verehere meine Braut und hoffe, mit ihr sehr glücklich zu werden. Ich bin auch nicht ein izbeliebiger Schuldenbaron, der sie nur ein Rettungsanker ist. Aus dem Grunde möchte ich Sie doch bitten, mit Ihrer Tochter einmal in Ruhe und Güte zu sprechen. Ich werde meine Braut die nächsten vierzehn Tage in Ruhe lassen. Das wird gut sein. Am Tage nach dem Großen Preis von Berlin, das ist heute über vierzehn Tage, werde ich mir erlauben, meine Braut aufzusuchen. Ich danke Ihnen, gnädige Frau.“

Der Baron erhob sich und küßte die fette Hand Frau Bolles zum Abschied.

Frau Bolle blieb in größter Erregung zurück. Dann suchte sie ihre Tochter Grete auf, die sie in ihrem Zimmer fand.

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte sie streng.

„So! Wohl wegen des Barons? War er da?“

„Ja!“

„Ist er einverstanden?“

„Nein! Und ich habe ihm versprochen, daß ich dich zur Bernunft bringen werde.“

„Nicht in hundert Jahren, Mutter!“

„Du wirst den Baron heiraten! Soll alles über dich und

uns lachen? Soll es heißen: Ein so verdrehtes Mädel weiß nicht, was sie will? Gibst das Jawort und widerrufst am nächsten Tage."

"Die Leute mögen sagen, was sie wollen!" sagte Grete herb. "Das kümmert mich nicht. Wenn sie sagen, daß ich verdreht war, dann . . . dann haben sie recht. Ich werde bis ans Ende meines Lebens nicht verstehen, daß ich dem Baron mein Jawort geben konnte. Aber geschehen ist es. Doch soll ich wegen dieser Unüberlegtheit, dieser Dummheit ein ganzes Leben gestraft sein? Willst du das, Mutter?"

Troß war in dem jungen, schönen Gesicht.
"Du bist übergeschnappt!" sagte Frau Bolle böse. "Wir werden weiter darüber sprechen."

"Es hat alles keinen Zweck, Mutter. Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will nicht!"
Frau Bolle zog sich gekränkt und empört zurück.

"Herr Große!" sagte Bolle am gleichen Morgen zu Karl. "Was denken Sie? Ich bin glücklich: Grete hat die Verlobung aufgehoben. Sie will den Baron nicht."

Karl schüttelte verwundert den Kopf.
"In einer Frauenseele soll sich ein Mensch zurechtfinden."
"Das soll einer. Haben recht, Herr Große. Mir hat die Grete auch verraten, warum sie sich verlobt hat. Aus Ärger über Sie."

"Ueber mich?" sagte Karl und lachte. "Das ist doch wohl unmöglich. Was habe ich mit dem Herzen Ihrer Tochter zu tun?"

Bolle sah verlegen vor sich hin.
"Herr Große . . . ich hab' Ihn mal gesagt, daß Sie mein Schwiegersohn werden sollen. Sie wissen, wie gut ich's mit Ihnen meine. Ich möchte Sie immer um mich haben. Sie werden gedacht haben, der alte Bolle ist ein verrückter Kerl, der wirft mir seine Tochter an den Hals."

"Das habe ich nie gedacht, Herr Bolle. Da schätze ich Sie viel zu sehr."

Bolle sah ihn dankbar an. "Schön! Und — Herr Große, ich habe meiner Tochter kein Wort gesagt, daß ich Sie gern als Schwiegersohn haben möchte. Nee, nee, Liebe ist so 'ne Sache, da soll man nicht mit plumphen Händen dazwischen fassen. Aber — meine Grete hat Sie lieb. Sehen Sie — das ist die blanke Wahrheit — und das — das wollte ich Ihnen nur sagen. Sie sollen gar nichts drauf sagen. Nee, nee, ich will sie nicht bereden. Das tut Bolle nicht. Aber — wenn Sie meiner Jüngsten mal gut sein könn' — dann wär's mir die schönste Freude."

"Herr Bolle," sagte Karl ernst, "ich dank' Ihnen für Ihre Juneigung. Sie ist mir viel wert. Aber hoffen Sie nicht, daß wir je in ein verwandtschaftliches Verhältnis miteinander kommen werden. Das kann nicht eintreten. Es stehen dem große Schwierigkeiten im Wege, über die ich nicht gut sprechen kann. Aber — lassen Sie uns weiter gut und froh zusammen schaffen."

Bolle nickte und sagte versonnen: "Jawohl! Det sowiesol' Ich denk', daß das Schicksal manchmal alles von selber einrenkt."

"Jawohl," entgegnete Karl fröhlich. "Denken Sie das, Herr Bolle. Das ist gut und wird manchmal auch so."

Damit verabschiedete sich Karl von ihm, um wieder an die Arbeit zu gehen.

Eine knappe Viertelstunde darauf kam Grete Bolle. Trohig und entschlossen war ihr Antlitz, als sie grüßte.
Bolle dankte ihr und sah sie dann fragend an.

"Hast' alles in Ordnung, Grete?"
Sie schüttelte den Kopf. "Nein, der Baron weigert sich, mit der Aufhebung der Verlobung einverstanden zu sein."

"Weigert sich! Er wird schon noch nachgeben. Wenn's ein muß, dann zahl' ich ihm ein Schmerzensgeld."

"Das wird nicht in Frage kommen, Papa. Aber — ich werde auf keinen Vorschlag eingehen. Ich — schäme mich ja so, und tausendmal habe ich mich gefragt: Wie konntest du diese Dummheit begehen? Ich kann mir keine Antwort geben. Es ist geschehen. Aber ich will deswegen nicht mein ganzes Leben unglücklich sein. Papa, ich passe ja im Grunde genommen gar nicht in die Kreise, in denen ich mich immer bewegt habe. Ich fühl's heute mehr denn je. Ich bin nach dir, Papa. Und ich will das alte Leben nicht mehr fortführen."

"Nicht!" staunte Bolle erfreut. "Was willst' denn anfangen?"
"Arbeiten, Vater!" sagte Grete entschlossen.

Bolle erhob sich im Sessel und starrte seine Jüngste an. Er alaubte, nicht recht gehört zu haben.

"Was willst'?"
"Arbeiten, Papa! Feste arbeiten von früh bis abends, damit ich wieder richtige Freude am Leben kriege."

Bolle schloß sie in seine Arme. Er war im Innersten gerührt.
"Grete, Mädel . . . das ist ein Tag. Nee, nee, den verließ ich nie. Heut ist mir, als habe ich in dir meine Tochter richtig wiedergefunden. Also arbeiten, Mädel! Kannst' du's sollst! Aber . . . bei mir."

"Ja, Papa!"
"Was verstehst' denn nu?"
"Nichts, Papa!"

"Ist gut! Dann lernst' es. Du hast doch meinen fixen Kopf."

"Ich den't's, Papa! Ich will lernen."
"Nut! Du wirfst meine Buchhalterin. Ich habe mir bis jetzt allein mit dem Kram abgeplagt. Det tußt du nun. Es ist ganz einfach. Brauchst keine Angst zu haben. Nur . . . vor den Nullen mußt' du dich in acht nehmen. Weißt' du, schreibt man da so 'ne Null, die doch gar nißt wert ist, tintendran, bums . . . da verzehnt' sich gleich der Wert der Zahl. Hab' ich das nich' fein gesagt? Also, das ist die Haupt-sache! Und kanntest' Maschine schreiben?"

"Nein, Papa. Ich kann bis heute noch nichts Nützliches."
"Dann lernst' Maschinensreiben. Such' dir sie an. Dort steht sie. Auf den runden Drückedingern stehen die Buchstaben. Also denn fang' damit mal an."

Und Grete kam dieser Aufforderung nach. Sie nahm an der Maschine Platz und probierte. Und es machte ihr riesigen Spaß.

Bolle ließ sie probieren.
Gegen Mittag kam Karl wieder zu Bolle.
Er staunte nicht schlecht, als er Grete mit verlegenem Lächeln an der Schreibmaschine sitzen sah.

"Nicht wahr, Herr Große, da staun' Sie? Da denken Sie, die Welt geht unter? Grete will arbeiten, will sich nützlich machen. Meine neue Buchhalterin."

"Ich gratuliere," sagte Karl. "Da haben Sie gleich mehr Sonne in Ihrem Kontor."
Grete errötete vor Freude.

"Aber eine kleine Veränderung bringt das auch zwischen uns beiden mit?" sagte Karl lächelnd.
Sie sah ihn fragend an.

"Und die wäre?"
"Jetzt kann ich nicht mehr gnädiges Fräulein sagen. Es geht mir dann nicht so von den Lippen."

"Das sollen Sie auch nicht. Ich kann ja auch sehr ungnädig sein," entgegnete sie errötend.
Karl fand sie reizend in diesem Augenblick.

Jetzt war es ein anderes Gesicht als vorher, jetzt stand Troß und Lebenswillen in den schönen Zügen und machte sie charaktervoll. "Ich werde Fräulein Bolle oder Fräulein Grete sagen. Welches ist Ihnen nun lieber?"

"Das leßte," bat sie.
"Schön! Fräulein Grete. Das kling't!"
Der Briefträger trat ein.

"Morjen! Een Einschreiben für Herrn Karl von Große."
Karl schien einen Augenblick zu erschrecken, aber dann lächelte er und sagte: "Da hat sich sicher einer meiner Freunde wieder einen Spaß gemacht. Wollen Sie mir den Brief aushändigen. Ich bin Karl Große."

Der Briefträger sah auf die Adresse. "Det wird wohl stimmen! Unterschreiben Sie man, Herr Große."

Nachdem das geschehen war, grüßte er und verschwand.
Karl erbrach den Brief und las.

Grete betrachtete ihn unmerklich und sah, wie er blaß wurde beim Lesen der Zeilen.
Der Brief schien ihn sehr zu erregen.

Als er geendet hatte, ließ er ihn sinken und sah in Gedanken versunken vor sich hin.
Dann knitterte er ihn zusammen und steckte ihn ein.

Die Blicke der beiden jungen Menschen trafen sich wie zufällig.
"Eine . . . böse Nachricht, Herr Große?"
Er versuchte ein Lächeln.

"Wie man es nimmt. Ein Freund von mir teilt mir eben mit, daß sich . . . meine Braut mit einem anderen verlobt hat. Sie sind sogar schon verheiratet."

Bolle fuhr aus dem Sessel hoch und starrte Karl an.
Ueber Gretes Gesicht ging helle Freude, die sie aber zu verbergen suchte.

"Ist das möglich!" staunte Bolle. "Einem Mann wie Sie wird 'n Mädel untreu?"
Karl lachte ein wenig bitter.
(Fortsetzung folgt).

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

Sonntag, der 21. April, sollte einen Auftakt zu dem eigentlichen Ziel unserer Pilgerfahrt bilden; denn an diesem Tage ging es von Kairo gen Nordosten nach dem Dörfchen Matarija, zu deutsch: Sonnenstadt, wo die hl. Familie während ihres Aufenthaltes in Ägypten gewohnt haben soll. Zwar erhebt auch die koptische Kirche in Alt-Kairo auf diese Ehre Anspruch, doch spricht die größere Wahrscheinlichkeit für Matarija; denn hier stand der einzige jüdische Tempel in Ägypten, erbaut von Onias, dem Sohn des Hohenpriesters Onias III. (etwa 160 v. Chr.); hier hatte sich um den Tempel eine jüdische Gemeinde geschart, die ihren Glaubensgenossen gern ein Asyl bot; hier traf die hl. Familie, die von der Wüste herkam, auch die erste große Stadt; es lag also für Maria und Josef nahe, gerade hier eine Zuflucht zu suchen. Hierher also ging es am Sonntag morgen bei kühlem Wetter in anregender Wagenfahrt; nach einer Stunde kamen wir in Matarija an und betraten das schöne, der hl. Familie geweihte Kirchlein der Jesuiten; auf dem Hochaltar steht als Altarbild eine stimmungsvolle Gruppe der hl. Familie; die Wände der Kapelle zieren sechs schöne Fresken: 1. der Mord der unschuldigen Kinder, 2. Josef erhält im Schlaf den Befehl, mit dem Kind und seiner Mutter nach Ägypten zu ziehen, 3. die hl. Familie auf der Flucht nach Ägypten, 4. Raft an den Ufern des Nil, 5. der Baum der hl. Jungfrau; wir sahen ihn später im angrenzenden Garten; die Legende berichtet, daß das an seiner Wurzel hervorsprudelnde Quellwasser erst dann süß geworden sei, als Maria das Jesuskind in ihm badete. Tatsache ist jedenfalls, daß die anderen aus dem Nil gespeisten Brunnen salzig zu sein pflegen, während dieser Quell einen angenehmen Trunk bietet. Das sechste Bild läßt die heidnischen Tempel des nahen Heliopolis einstürzen, als die hl. Familie dort ankam. — Wir hielten in der Kapelle unsern Sonntags-gottesdienst; auch eine der Vertiklichkeit entsprechende Predigt wurde von P. R a j n e r, dem Guardian, des Franziskanerloksters in Posen, gehalten; dann ging es zur Kaffeetafel unter den Bäumen des Gartens; leider war sie durch den Regen sehr beeinträchtigt. Der Garten bietet eine Fülle der verschiedenartigsten Gewächse, besonders Katteen und Bambusrohr; auf einer Gedenktafel um Ägypten verdienter Jesuiten fanden wir auch den Namen des polnischen Jesuiten Maximilian K y l l o, des Begründers der Subanmission, † 1852 als Apostolischer Bitar in Chartum. Nachdem Bischof D. zum Schluß noch eine sakramentale Segensandacht gehalten hatte, fuhren wir zu dem 15 Minuten entfernten Obelisk, dem einzigen Zeugen der alten Herrlichkeit von Heliopolis, zu deutsch: Sonnenstadt; denn hier stand einst der berühmte Tempel des Sonnengottes Re; seinen Priestern verdankt die ägyptische Literatur einen großen Teil ihrer Entwicklung; Heliopolis war die Universitätsstadt des alten Ägypten, aber auch wißbegierige Griechen, wie Solon und Thales, Pythagoras, Platon und Herodot sollen hier studiert haben. Auch die heilige Schrift kennt diese Stadt; denn der Vater der Jungfrau, die Josef vom Pharao zur Gattin erhielt, hieß Potiphra und wird in der hl. Schrift (Gen. 41, 45) als Priester von On — das war der ägyptische Name von Heliopolis — bezeichnet. Schon im 1. Jahrhundert v. Chr. war jedoch die Stadt verödet; nur der Tempel war erhalten. Heute künden von ihm und ägyptischem Kunstverständnis nur noch der schon erwähnte Obelisk; 20,50 Meter ragt er nun schon viertausend Jahre lang in die Höhe; es hat ihn also bereits der ägyptische Josef gesehen. Außer diesem Obelisk gibt es nur noch sechs, zwei stehen in Rom auf dem Petersplatz und vor St. Johann im Lateran, je einer in Konstantinopel, London, Newyork und Paris.

Die Rückfahrt ging zunächst durch Alt- und dann durch das prächtige Neu-Heliopolis, das erst 1906 von einer belgischen Gesellschaft am Rande der Wüste im Nordosten von Kairo in gesunder Lage gegründet worden ist. Jedes Jahr wird es durch neue Bauten bereichert und verschönt; ein Renaissancepalast nach dem andern tauchte vor unseren erstaunten Augen auf; wir fuhren durch breite baumbepflanzte Straßen und Plätze, sahen mehrere Kirchen, darunter auf einem großen Platz die katholische Kathedrale. Diese Wagenfahrt wird wohl jedem Mitglied unseres Pilgerzuges unvergeßlich bleiben; denn die Prachtigkeit der Bauten grenzte ans Märchenhafte.

11. Kairo: Die Pyramiden und die mohammedanische Universität.

Am Nachmittag standen wir endlich am Fuß der Pyramiden; schon gestern hatten wir sie von weitem gesehen, als wir von Memphis zurückkehrten. Wir fuhren dorthin mit der Straßenbahn, auf die wir ungefähr eine halbe Stunde warten mußten, und wurden unterwegs noch dadurch aufgehalten, daß die über den Nil führende Brücke gerade geöffnet worden war, um den Schiffsverkehr durchzulassen. Es war also die Zeit für die Bestichtigung der Pyramiden ziemlich beschränkt. Bei der Endstation der Elektrischen liegt rechts am Wüstenrande das ausgedehnte Mena-House-Hotel, vor dem eine ganze Menge Reittiere, Esel und Kamele, auf uns wartete, um uns den Weg zu den Pyramiden zu erleichtern. Wir verzichteten

jedoch auf ihre Benutzung, zumal es zu diesen ehrwürdigen Bauten gar nicht weit ist. So standen wir also bald vor der ersten Pyramide, der des Cheops, und ließen unsere Blicke staunend über diesen Steintoloz streifen, an dem schon ungefähr 4500 Jahre vorübergegangen sind; seine Höhe (früher 146,59, jetzt noch 136 Meter) erreicht nahezu die Höhe des Doms zu Köln (157 Meter) und sein Mauerwerk faßt an Inhalt 2 352 000 Kubikmeter, früher sogar 2 521 000 Kubikmeter; dieser Zahlenunterschied ist dadurch zu erklären, daß die äußere Bekleidung der Pyramide fast ganz verschwunden ist; denn die Kalifen des Mittelalters haben sie zur Ausführung ihrer eigenen Bauwerke verwendet. Besser vielleicht als die eben angeführten Zahlen vermag eine anschauliche Vorstellung von der Mäßigkeit der Pyramiden der Bericht Herodots zu geben, daß 30 Jahre hindurch je 100 000 Menschen drei Monate lang — das sind die drei Monate der Ueberschwemmungszeit — an der Herstellung der Pyramide gearbeitet haben. Man weiß nicht, was man hier mehr bewundern soll: die technische Leistungsfähigkeit der Ägypter oder die Macht der Könige, die so unumschränkt über die Kräfte ihrer Untertanen zur Errichtung eines Grabdenkmals verfügen konnten. Und doch stehen diese Leistungen in der Geschichte des Altertums keineswegs vereinzelt da! Hören wir doch, was die hl. Schrift (3. Buch der Könige 5, 27—30) von dem Bau des Tempels in Jerusalem durch König Salomo berichtet! „Der König Salomo hob aus ganz Israel Ironarbeiter aus; ihre Zahl belief sich auf 30 000 Mann. Er sandte sie nach dem Libanon, jeden Monat abwechselnd 10 000 Mann, so daß sie einen Monat auf dem Libanon und zwei Monate zu Hause waren. Im Gebirge hatte Salomon 70 000 Lastträger und 80 000 Steinhauer ohne die Amtleute, welche über jegliche Arbeit waren, an der Zahl 3300, die dem Volke und den Werkleuten geboten.“ Auf welche Weise sind nun die Pyramiden gebaut worden? Mancherlei Vermutungen wurden darüber angestellt, bis man sich in neuester Zeit der Meinung zuneigte, daß jeder Pharao schon beim Regierungsantritt den Bau seiner Pyramide begann, aber nur in kleinem Maßstabe, um sich ein vollständiges Grab zu sichern; mit den Jahren vergrößerte er sie durch angelegte Mäntel, so daß der äußere Umfang des Grabmonuments zugleich ein Zeugnis ablegt über die Länge der Regierung des betreffenden Pharao. Starb er, so wurde zunächst der letzte Mantel vollendet und dann die Stufen von der Spitze aus durch glattgeschliffenen weißen oder gelben Kalkstein, teilweise auch durch Rosengranit ausgefüllt, so daß ganz glatte Seitenflächen entstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hutschpferdautomobil.

Mister Louis Collins, ein einfacher Schuhmacher in Detroit, ist der Erfinder des allerneuesten Vehikels, das man als Hutschpferdautomobil bezeichnen kann. Der Chauffeur ist sein eigener Motor, denn das Fahrzeug wird in der Weise fortbewegt, daß man wie ein Kind auf einem Hutschpferd schaukelt. Das Automobil ist zum größten Teil aus Aluminium gebaut, um den Wagen recht leicht zu machen. Eine Steuervorrichtung und verschiedene Griffe ermöglichen es, den Wagen zu lenken und vorwärts zu fahren, als wäre er ein regelrechtes Automobil. Der Erfinder prophezeit seinem Produkt eine schöne Zukunft, da sein Wagen, wie er sagt, den Vorteil hat, den Blutkreislauf zu fördern und die Korpuskularzirkulation zu verhindern.

Es ist unbestreitbar, daß das viele Autofahren einen nachteiligen Einfluß auf den menschlichen Organismus ausübt, haben kürzlich zahlreiche Aerzte in New York erklärt. Fast alle Muskeln sind, wenn man im Auto sitzt, in Ruhe, ihre Energie wird nicht gebraucht, weil der Motor und die Steuervorrichtung alles leisten, was erforderlich ist. Biele Leute leiden denn auch an einem Zustand, den man in New York „body lethargy“ nennt. Nun stelle man sich aber vor, daß ein Bankier oder ein Geschäftsmann jeden Tag um Beispiel vom Central-Part nach Wall Street und zurück schaukelt. Wigbolde behaupten, daß diese Damen, wenn sie einige Male mit dem Hutschpferdauto des Mister Collins ihre Einkäufe besorgt haben, zu der von ihnen so feurig begehrten „süßlichen Linie“ gelangt sein werden. Aber die Verkehrs-vorschriften müßten, wenn das Hutschpferdauto in Schwung kommt, wesentlich geändert werden. Andererseits würde gewiß eine wesentliche Ersparnis an Benzin eintreten. Dennoch sagen Fachleute der Erfindung, der Collins den Namen „Coelloa“ gegeben hat, ein ruhmloses Ende voraus. Es wird im besten Fall ein nettes Spielzeug für Kinder sein und die Wahrheit des alten Sprichwortes beweisen: Schuster, bleib bei deinem Zeißel!

Ruhm auf Bestellung.

Es ist eine sehr pessimistische Tatsache, daß die meisten Künstler erst nach ihrem Tode berühmt und gefeiert werden. Oskar Wilde hat im Gefängnis gefessen, Dostojewski wurde zum Tode verurteilt, Schiller hat gebungert, Beethoven wurde von der Umwelt als Sonderling behandelt und Mozart hatte alle Mühe, sich und seine Familie am Leben zu erhalten. Die modernen Künstler sind für Dachstubenromantik nicht mehr empfänglich, sie versuchen also, sich den Ruhm schon bei Lebzeiten zu verschaffen. Und am schwersten hat es dabei der Bühnenkünstler. Ein Schriftsteller schreibt ein gutes Buch, und selbst wenn er schlecht kritisiert wird, ist er noch überzeugt, daß die Kritiker nichts von Kunst verstehen und schreibt weiter, ad infinitum, ob die erwartete Berühmtheit nun eintritt oder nicht; denn sein Glaube an den Ruhm ist ein perpetuum mobile. Der Bühnenkünstler aber hat jeden Tag um den Ruhm zu kämpfen. Er kann durch einen schlechten Tag den Glauben an sein Talent erschüttern, und das hängt nicht einmal immer von ihm ab. Reklame genügt also nicht, um Ruhm zu erlangen oder nur zu erhalten. Man muß die Stimmung des Publikums direkt beeinflussen. Dafür gibt es die Claque. Und zu diesem Beruf gehört Fingerspitzengefühl. Die Claque muß gleichzeitig mit der Bühne und dem Publikum in Kontakt sein. Und sie ist für die Begeisterung des Publikums wichtiger, als die Zuschauer es ahnen. Denn meistens merkt man es selbst nicht, wenn man sich von dem Einfluß einer besonders eindringlichen Lachsalbe oder von einer stürmisch geäußerten Begeisterung mitreißen läßt. Die Honorare der Claque sind ihrer Wichtigkeit angemessen. Der Chef der Berliner Claque, der kürzlich sein 25jähriges Jubiläum feierte, erzählt, daß er mit einer Tagesgage von 25 Mark angefangen hat. Jetzt hat er eine eigene Firma, die allabendlich für vier Theater arbeitet. Die Preise sind je nach der Art des Beifalls verschieden. Man kann Lachen, Schluchzen, jede Art von Gemütsbewegung, schmeichelhafte, begeisterte und aggressive Zwischenrufe kaufen. Hans Pfitzner sagt in seiner Oper „Palästrina“ ein Wort vom echten Ruhm, „der still und mit der Zeit sich um ihn legt wie ein Feiertagskleid“. Leider ist diese Art von Ruhm sehr selten zu finden. Man muß das Ruhmeskleid schon kaufen, und auch dann besitzt man es nie ganz, und die Zeit macht gewöhnlich langsam und unbemerkt Löcher, die dann selbst die beste Claque nicht mehr flicken kann.

Feld und Garten.

Alles richtig überwintern!

Für den Landwirt heißt es nun, die Vorkehrungen gegen die Kälte zu beenden oder noch rasch zu treffen, wo die Wälder noch nicht bedeckt und Kartoffeln, Rüben usw. auch anderswo vor dem Frost zu schützen sind. Das schöne Wetter in der letzten Zeit hat von Feldarbeiten — insbesondere Pflügen und Rigolen — im allgemeinen ja nichts rückständig werden lassen, und vom Getreide konnte oft schon alles gedroschen werden. Jetzt weiß wohl ein jeder, was er wirklich geerntet hat, und das Rechnen darf nun nicht zu kurz kommen. Steht doch der Abschluß der Buchführung nahe bevor, und gekauft muß sicher noch alles mögliche werden. Wer aber von den Landwirten mit Schreibpapier und Rechenbüchern, Tinte und Bleistift noch immer nicht viel im Sinn hat, der mag sich eines Besseren bedenken; denn oft geht schon allein daran eine Wirtschaft zugrunde. Da auch die kleinste Landwirtschaft in heutiger Zeit einen nicht geringen Teil des Betriebskapitals in Geräten und Maschinen stecken hat, so muß auf deren Instandhaltung ganz besonders geachtet werden. Sturzäcker und Wegeränder sind aber kein Überwinterungsort für Pflüge, Eggen und Walzen, ungeschützte Hofeiden kein Quartier für Pferderechen, Drillmaschinen, Kartoffelroder oder gar Mähmaschinen. Wenn es an derartig behandelten Geräten und Maschinen im nächsten Jahre dauernd Bruch gibt — von Reparatur- und neuen Anschaffungskosten nicht zu reden —, dann braucht sich der Betreffende nicht zu wundern.

Wer ein Stückchen Wald oder Feldgehölz hat, kann noch Kiefern- und Fichtenzapfen pflücken und Samen ausklengen. In nassen Brüchen findet bei Frost der Sieb statt.

Die hauptsächlichsten Arbeiten, die der Gemüsegarten noch verlangt, sind Graben, Rigolen und Umsiechen des Komposthaufens. An ungünstigen Tagen mag die Reinigung und Sortierung der Sämereien vorgenommen werden. Ebenso ist an die Instandsetzung der Mistbeetfenster und -kästen zu denken, auch an die der Geräte und Werkzeuge. Nicht zuletzt muß den Aufbewahrungsräumen der Gemüse Aufmerksamkeit geschenkt und die eingelagerten Gemüse selbst öfters nachgesehen und gegebenenfalls ausfortiert werden.

Auch der Obstaufbewahrungsräume bedarf der ständigen Aufsicht, wenn die Früchte nicht von Fäulnis und

dergleichen befallen werden sollen. Frische Luft ist daher von den Räumen nicht fernzuhalten; krasses Tageslicht aber sollte man dämpfen. Frost darf jedenfalls nicht an die Obstvorräte kommen. An milden Tagen bietet sich gewiß noch Zeit, im Obstgarten Bäume und Sträucher sachgemäß auszusputzen und zu lichten, wobei man die Eier und Larven der Obstschädlinge nach Kräften vernichten muß.

Die Überwinterungsräume für die Blumen sollen gleichfalls nicht ohne frische Luft bleiben. Zugießen ist wenig; aber ausgeputzt müssen die Pflanzen werden. Treibzwiebeln und -knollen kommen nach und nach in die Treibräume. Hyazinthen, Tulpen, Bergfarnmeinnicht- und Stiefmütterchenbeete erhalten zweckmäßig eine leichte Decke. Die im Freien stehenden Pflanzen mag man einzeln oder in Gruppen mit einem Schutzdach versehen; nur besonders frostempfindlichen Arten (z. B. baumartigen Päonien) ist eine vollständige Winterdecke zu geben.

Aus aller Welt.

Zweihundvierzigmal verheiratet oder vielleicht auch noch ein paarmal mehr. Auf dem Gebiet des Heiratschwindels haben die Männer die größeren Erfolge zu verzeichnen. Das liegt so in der Natur der Sache. Aber es gibt auch Hochstaplerinnen der Liebe, die ihr Geschäft ausgezeichnet verstehen. Da ist eine Abenteurerin, Adrienne Guyot, die sich demnächst vor den Gerichten in Brüssel zu verantworten haben wird. Sie hat das Kunststück fertiggebracht, zweihundvierzigmal verheiratet gewesen zu sein, ein Rekord, der jede männliche Konkurrenz schlägt. Mit 18 Jahren war sie aus dem Haus ihrer Eltern in Brüssel geflüchtet. 12 Jahre lang betrieb sie ihr verlockendes Geschäft. In den Luxushotels von Paris und von Rom, in Deauville und am Ebro suchte sie ihre Opfer. Sie hatte alles, was die Männer anzog: Schönheit und Eleganz, Liebenswürdigkeit und Bornehmheit, und sie verstand es, einen Reichtum vorzutäuschen, der sie als glänzendste Partie erscheinen ließ. So konnte die schöne Adrienne eine Ehe nach der anderen eingehen, und immer ließ sie wenige Tage nach der Heirat einen gehörig gerupften und ob seiner Dummheit tief geknickten Gatten zurück. In Brüssel hat jetzt ihre lohnende „geschäftliche“ Tätigkeit ein vorläufiges Ende gefunden. In einer Kirche sollte gerade eine Ehe eingegegnet werden. Auf der Straße, wie immer, viele Neugierige. Darunter ein Herr, der höchst erstaunt aufblickte, als die Braut an ihm vorüberging. Es war seine eigene Frau, die vor vier Jahren spurlos verschwunden war. Er ging auf den Bräutigam zu und sagte ihm, daß er einer raffinierten Betrügerin in die Hände gefallen sei. Adrienne verlor keinen Augenblick ihre Ruhe. Mit einem Blick unersagbarer Verachtung erklärte sie, daß sie den Herrn nie gesehen hätte. Auch auf dem Polizeibüro versuchte sie zu leugnen. Als sie aber sah, daß es keine Rettung mehr gab, war es auch aus mit ihrer Zurückhaltung. Mit größtem Zynismus gab sie alles zu. Das erste Duzend Ehemänner hatte sie sorgfältig mit Namen und Datum notiert. Vom dreizehnten an hatte sie es aufgegeben. Aus Uberglauben, wie sie erklärte. Von da ab hatte sie neben dem Datum immer nur einen Strich gemacht. So kam man auf 42 Ehen. „Vielleicht sind es auch ein paar mehr gewesen“, meinte Adrienne, „so genau habe ich es zuletzt nicht mehr in meinem Notizbuch aufgezeichnet.“

Fröhliche Ecke.

Agenturen. Eine berühmte Konzertsängerin war gestorben. Ganz unerwartet. Mitten aus ihrer aufsteigenden Laufbahn heraus. „Wie schade“, bedauerte da eine Konzertdirektion, als sie den Tod erfuhr, „wenn wir das früher gewußt hätten, hätten wir ihr vorzügliches Konzert bei uns ankündigen können: Unwiderruflich letztes Auftreten der Künstlerin.“

Eine Grenze hat Tyrannenmacht! Herr Kimmertl wird von seiner Frau streng beaufsichtigt. Als er neulich ausgehen wollte, rief sie ihm zu: „Was, du willst in die Stadt gehen? Hierbleiben! Ich gehe statt deiner.“ — „Nun schön“, erwiderte er ergeben, „dann laß dich für mich rasieren!“

Aus der Schule. Lehrer: „Willst, das ist nun schon das drittemal, daß ich dich in deines Nachbarn Heft spielen sehe?“ Willt: „Ja, er schreibt aber auch so undeutlich.“

„Welches Tier kommt dem Menschen am nächsten?“ — „Der Floh, Herr Lehrer!“